

# Unterhaltungsblatt



## Mutter, vergib mir . . .

Originalnovelle von Käthe Wehn - München.

(9. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Der Mann schüttelte heftig den Kopf: „Das ist dann ein Mut, hinter dem sich Feigheit verbirgt. Feigheit vor einem öffentlichen Skandal und oft auch falsche Scham.“

Wieder fuhr Gabriele zurück, als hätte sie einen Schlag ins Gesicht erhalten, und diesmal entging es dem Doktor nicht, wie bleich und verstört ihr Gesicht plötzlich ward.

Ein jäher Schreck durchfuhr ihn: Wie, sollte auch in Gabrieles Ehe nicht alles so sein, wie es eigentlich hätte sein müssen? War sie getäuscht worden von dem Manne, dem sie liebte? Eltern und Heim verlassen?

„Gnädige Frau,“ stammelte er betroffen, „verzeihen Sie, wenn ich Sie durch meine harten Worte erschreckt. Ich habe mich vielleicht etwas ungeschickt ausgedrückt. Ich weiß, es muss Sie seltsam berühren, so unverhüllt ein Stück Leid des Lebens stizziert zu bekommen, nachdem Sie selber so glücklich sind.“

Gabriele sprang empor und nestete an den paar weißen Rosen, die in ihrem Gürtel steckten. Tief senkte sie dabei ihr schönes Antlitz, so daß Doktor Knauer das schmerzhafte, erregte Zucken darin nicht mehr sehen konnte. Möglicher streckte sie die Hand aus: „Es fängt zu regnen an, Herr Doktor, fühlen Sie nur. Da dürfen wir uns beeilen, um noch rechtzeitig zur Station zu kommen, ehe uns ein starker Gewitterregen überrascht.“

Doktor Knauer erhob sich, stiech die blonden Haarwellen aus der Stirne und setzte den Hut auf: „Ich glaube auch, daß wir uns beeilen müssen, wenn wir nicht gehörig nah werden wollen. Der Himmel ist ganz schwarz und schwer vor lauter Regenwolken.“

Schweigend gingen sie nebeneinander durch den Wald. Erst auf der rechten Seite desselben lag die Landstraße, von der aus man zur Bahnhofstation kam. Aber jetzt schon begannen die Tropfen stärker zu fallen; schwer schlugen sie den beiden Menschen ins Gesicht. Als sie bei der Landstraße angekommen waren, fiel der Regen in Stromen nieder.

„So, da haben wir jetzt die Bescherung,“ sagte Gabriele, „was machen wir nun, Herr Doktor?“



Admiral Reinhold Scheer.

(Phot.: Presse-Photovertrieb Paul Wagner, Berlin.)

(By.)

„Es wird uns nicht viel anderes übrig bleiben, als uns damit abfinden. Aber nehmen Sie, gnädige Frau, wenigstens meinen Wettermantel um, den ich immer bei solchen Ausflügen bei mir trage.“

Sie wollte protestieren, aber schon hatte er ihr schweigend den langen, dunklen Mantel um die Schultern gelegt. Wieder schritten sie schweigend eine Weile mitten im Sturm und Regen nebeneinander her. Keines wagte, die Gedanken des anderen zu hören.

Möglich wies Doktor Knauer freudig erregt auf eine kleine Kapelle, die am Rande der Landstraße lag: „Sehen Sie, hier habe ich schon manchmal Zuflucht vor dem Wetter gesucht. Da können wir ruhig eintreten und warten, bis wenigstens der stärkste Regen vorüber ist.“

Geborham trat sie mit ihm in die Kapelle. Ein dämmeriges Halbdunkel herrschte; nur vorne beim Altar brannte in einer roten Schale ein ewiges Lichtlein, das unruhig bei jedem neuen Luftzug hin und her flackerte.

Gabriele trat ganz nahe zum Altar heran und sah mit heißen Augen auf das Bildnis des Erlösers, das ihr aus dem magischen Halbdunkel entgegenleuchtete. Aufseufzend legte sie die Hände ineinander und flüsterte ein Gebet.

Die friedvolle Stille, die Heiligkeit des Ortes zwang sie dazu, sie, die schon seit Monaten kein Gebet mehr gesprochen, denn sie war ja zerfallen gewesen mit sich selbst, mit Gott und Menschen. Und nun plötzlich flossen ihr die Worte nur so über die Lippen. Sie vergaß ganz, daß hinter ihr ein Mann in einer Nische lebte und sie mit zärtlich-schmerzlichem Blick betrachtete. Nachdem sie endlich ihr Gebet beendet, griff sie nach einer Bibel, auf die schon lange ihr Auge gefallen und die aufgeschlagen auf dem Altar lag.

„Mater peccavi...“ stand da als Überschrift in großen, schwarzen Lettern. Gabriele wandte sich um und winkte ihren Begleiter zu sich heran. Sie deutete auf diese eine Stelle der Bibel: „Mater peccavi..., was heißt das, Herr Doktor?“

„Mutter, ich habe gesündigt,“ entgegnete Doktor Knauer.

Da lehnte sich Gabriele schwer gegen den Altar; das Buch entfiel ihren Fingern, aufstöhnd schlug sie beide Hände vors Antlitz. Alles um sie her verzankt plötzlich. Sie sah sich selber wieder vor dem Grabe ihres Vaters stehen, sah die Mutter auf sich zukommen, hoch und gebietend, sie sah sich selber bittend die Hände nach ihr strecken und hörte sich stammeln: „Mutter, vergib mir...“



Begrüßung der ersten aus französischer Gefangenschaft heimkehrenden deutschen Kriegsgefangenen in Konstanz  
durch den Großherzog von Baden.

(Phot.: Häbner, Konstanz.)

Laut schluchzte sie plötzlich auf. Eine namenlose Sehnsucht nach der Mutter Verzeihung überkam sie plötzlich. Mehr denn je glaubte Gabriele in diesem Augenblick zu erkennen, daß die Schatten, die jetzt noch drohend ihren Lebensweg umlagerten, erst wieder weichen würden, wenn der Mutter Fluch von ihr genommen...

Doktor Knauer war ganz betroffen von dem Schmerzensausbruch der jungen Frau. Er bereute, ihr die Bedeutung jener Worte gesagt zu haben und so Ursache ihrer Tränen zu sein. Leise legte er nun den Arm um ihre zuckenden Schultern und stützte sie. Und Gabriele, alles, was sie von diesem Manne trennte, vergessend, lebte ihr tränennasses Antlitz an seine Brust, als fände sie dort Schutz vor allem Leid des Lebens. Lange verbarke sie so. Endlich richtete sie sich empor und die alte Ruhe und Festigkeit lehrte wieder in ihr schönes Antlitz zurück: „Verzeihen Sie, daß ich mich so vergaß, Herr Doktor. Die Erinnerung überkam mich plötzlich. Ich habe auch einmal vor meiner Mutter gestanden und habe geslekt: „Mutter, vergib mir . . .“, aber sie hat sich in unversöhnlichem Groll abgewandt von mir.“

Doktor Knauer schüttelte ernst den Kopf: „Und wissen Sie, gnädige Frau, ob Ihre Mutter nicht längst bereut, daß sie damals unversöhnlich geblieben, daß sie ihr Herz Ihrem Bitten gegenüber verschloß? Versuchen Sie es doch noch einmal. Eine Mutter kann ja gar nicht anders, als am Ende doch immer wieder vergeben.“

Ein heller Strahl der Hoffnung flog über Gabrieles Züge. Freudig streckte sie dem Doktor die Hand entgegen: „Wirklich, glauben Sie das, Herr Doktor? Sie geben mir neue Hoffnung, und ich danke Ihnen für Ihre guten Worte.“

Hand in Hand standen sie sich gegenüber und sahen sich tief in die Augen, und das Bildnis des Ermordeten blickte wie verklärend auf sie herab. Gabriele fühlte, wie es aus den ernsten, klaren Augen des Doktors überströmte auf sie: Befreien, neubebend und stärkend. Ein unendliches Neugefühl überkam sie plötzlich, diese Hand, die sie jetzt so stark und fest in der ihren hielt, nicht festgehalten zu haben fürs Leben, als sie sich ihr bot. Und wie wohl es sich an dieser breiten Brust lag, wie losgelöst von allem Leid und allen Widerwärtigkeiten!

Sicherlich hätte sie ihn auch liebgewinnen können, wenn jener andere nicht in ihr Leben getreten wäre. Es wäre vielleicht keine so stürmische, berauschende Liebe geworden, aber dafür eine um so tiefere, innigere und dauerndere.

Ahnte Doktor Knauer ihre Gedanken? Er beugte sich plötzlich über ihre Hölde und küßte sie, und als er wieder aufblickte, lag eine schmerzhafte, tiefe Bewegung in seinem Antlitz.

Hastig zog Gabriele ihre Hände zurück, und um über das Verwirrende des Augenblicks hinwegzukommen, trat sie rasch zum Ausgang der Kapelle: „Sehen Sie nur, Herr Doktor, der Regen hat etwas nachgelassen; ich glaube, wir können unseren Weg fortsetzen.“

Der Rechtsanwalt sah mit prüfenden Blicken gegen den Himmel: „Es war nur ein Gewitterregen, sehen Sie, gnädige Frau, da oben ist wieder alles hell und licht geworden. So ist es auch im Menschenleben. Und kommen Stürme und Wolken noch so sehr, am Ende müssen sie alle wieder der siegreichen Sonne Platz machen.“

Sie lächelte ihm für seine Worte dankbar zu. Schweigend traten sie dann in den nur mehr leicht herunterrieselnden Regen hinaus. Schweigend, aber doch einander fühlend und verstehtend, schritten sie wie zwei gute, einträchtige Kameraden die Landstraße hinab, an deren Ende die Station lag...

(Fortsetzung folgt.)

## Die Diebschuhe.

Von S. Barintay.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Um Mittag, fünf Stunden nach dem Finden, hatte Stefan die Börse noch nicht abgeliefert. Es war also mit einer Zurückgabe nicht mehr zu rechnen. Der Kmet atmete auf. So war's ihm recht! Ein ehrlicher Finder hätte den von ihm so flüchtig und mit Not in schlaflosen Nächten erinnerten Plan unnötig er schwert.

Nach dem Essen rief der Gutsbesitzer das gesamte Gesinde vor sich, sagte, daß ihm die Börse in Verlust geraten und gestohlen worden sei, beschrieb sie genau und forderte den Dieb auf, sich zu melden. Sobald er das freiwillig vollbringe und den Gegenstand zurückgebe, solle ihm jede Strafe geschenkt sein.

Natürlich rührte sich keiner; alle zeigten die unschuldigste Miene. Schmarda strahlte. Nun konnte die Sache glatt vor sich gehen.

Mit Strenge befahl Cikovic den Knechten und Mägden, jedes solle sofort den rechten Schuh abnehmen und ihn eigenhändig in den großen Saal des Hauses tragen.

Schmarda war anwesend, als sie unsicher das Verlangte ausführten und sich gedrängt entfernten. Da war nun der Boden bedeckt mit mehr oder minder schönen Schäftstiefern, Opanten und Nanulen (Holzschuhen). Cikovic lachte.

„Auf das Ergebnis dieser Komödie bin ich neugierig! Wenn wir uns nur nicht blamieren!“

„Sicher nicht! Die Bosniaken sind abergläubisch wie die Heiden. Damit rechte ich.“

„Ich fühle mich unsicher. Kann nicht mit dem nötigen Nachdruck auftreten, da Sie mich nicht völlig über den Gang der Geschichte aufklären wollen. So wäre es mit lieb, wenn Sie das Weitere in die Hand nähmen!“

„Auch gut!“ sprach der Kmet voll Ernst und Eifer und ordnete das Schuhzeug in Reihen.

„Bitte, Herr Cikovic, holen Sie den Hund und rufen Sie das Gesinde wieder herein!“

Die Dienstleute standen im Halbkreis, schweigsam, mit höchst bekanntem Gesichtern.

„Meine Lieben,“ begann Schmarda barsch und laut, „dieser Hund ist kein gewöhnlicher Hund! Aufgepaßt! Seht ihn genau an! Er ist ein Zauberhund und geht auf Diebeschuhe wie ein anderer auf Bärenspuren! Ich habe ihn meinem Freunde mit vieler Mühe verschafft, weil seit Monaten in seiner Wirtschaft gemein gefingert wird. Dem soll nun ein Ende bereitet werden. Für alle Zeiten! Satal leistet jetzt sein Probestück! Er wird auf das Bestimmteste den Schuh des Diebes der Börse herausfinden und ihn beleden!“

Den Hund, den er am Halsband festgehalten hatte, ließ er los. Satal trippelte unter den hochgespannten Blicken aller Anwesenden auf die Schuhe zu, beschnüffelte einen nach dem anderen und blieb endlich vor einem blanken, fast neuen Schäftstiel stehen und leckte ihn gehörig.

Stefan, der Röhrnacht, der mit gelben Wangen zugesehen hatte, wurde grün vor Schreck und sank in die Knie.

„Gnade, Gnade!“ rief er und rang die Hände.

An den Augen der Leute malten sich Verwunderung und Entsetzen, und selbst Cikovic, der Herr, mußte sich meistern, um sein Staunen zu verborgen.

Schmarda packte den Sündler am Genick.

„Und nun wirst du mir entdecken, wo du das Eigentum deines Herrn verstekst hast! Dann bringe ich dich selbst zur Polizei!“

Er trieb ihn vor sich her. Hinterdrein drängten die Dienstboten, sich furchtlos von dem mittrottenden Hund fernhaltend. In der Lagerstätte Stefans, zuunterst im Maisstroh, lag vor aller Augen die Börse. Der Kmet leckte sie Cikovic. „Es wird das Letzte sein, was Ihnen abhanden kommt! Dafür sorgt Satal! Er bleibt hier!“ sagte er mit einer gewissen Feierlichkeit.

Dann ließ er sofort einspannen.

Der Gutsbetrug zog ihn beiseite.

„Ich würde mich ja halb totlachen über den Hokusokus, wenn ich nur wüßte, wieviel der Hund Stefans Schuh herausgefunden hat! Daher Sie sich ihm merken könnten, war keine Kunst, aber der Hund ...“

„Das ist mein Geheimnis!“ lächelte Schmarda.

„Darf ich das nicht erfahren?“

„In vier Wochen seh' ich nach, ob der Sums Erfolg gehabt hat! Dann hole ich mir meinen Lohn und nehme Sie beim Wort, und dann sollen Sie's wissen!“

„Sie sind ein vortrefflicher Mann, Schmarda! Auf Wiedersehen!“

Erst als der nächste Monat vorbei war, rollte das Junfergesäß vor das Cikovic'sche Gut.

„Nun,“ fragte der Lenker, mit einiger Unruhe in Blick und Gebärde.

„Kein Körnchen, kein Eichen fehlt! Alles ist tadellos, auch meine Nervenverfassung! Der Weg liegt frei! — — Aber jetzt sagen Sie mir, wieviel der Hund ...“

„Ich habe den Schäf am Stiefel Stefans mit Speckswarte eingerieben!“

Cikovic fiel mit dröhnendem Lachen auf die Bank.

Der junge Mann eilte weg, um Milena zu begrüßen und den freigewordenen Weg zu beschreiten. Er war recht kurz; schon nach einer Stunde hielt er das geliebte Mädchen im Arm.

## ¶ Liebesgaben.

Erlausches von Hildegard Seeger.

(Nachdruck verboten.)

**E**s war früh am Tage. Der Mond begann sich eben von seiner Nachtwache zurückzuziehen und stand nur noch als blasses, schlaftriges Rund am Himmel.

Wie eine muntere Spatzenschar, die sich gerade die Auglein blank gerieben und die Schnäbeln frisch gewetzt hat, standen sie beisammen,

die kleinen Schulmädchen mit den blauen und roten Mützen und Mäntelchen und dem Bücherranzen auf dem Rücken. Ein wenig rot trugen die angefeuerten Näslein in die dichten Frühnebelschleier, und abwechselnd verschwand einmal das eine, dann das andere Bein unter dem kurzen Kleideräschchen, um dem kalten, eisgekroenen Boden zu entfliehen. Ganz eng tuschelten sie sich aneinander und warteten auf die Eisenbahn, die sie vom kleinen Heimatstädtchen nach der nahen Residenz zur Schule bringen sollte.

Ein paar spärliche Lichter flammten jetzt am Bahnhof auf, der Zug hatte angemeldet! Geheimlich fast leuchtete aus dem erhellten Dämmer eine lange Kette roter Kreuze, die sich unbeweglich in Reihe und Glied das ganze Gleisse hinabzogen.

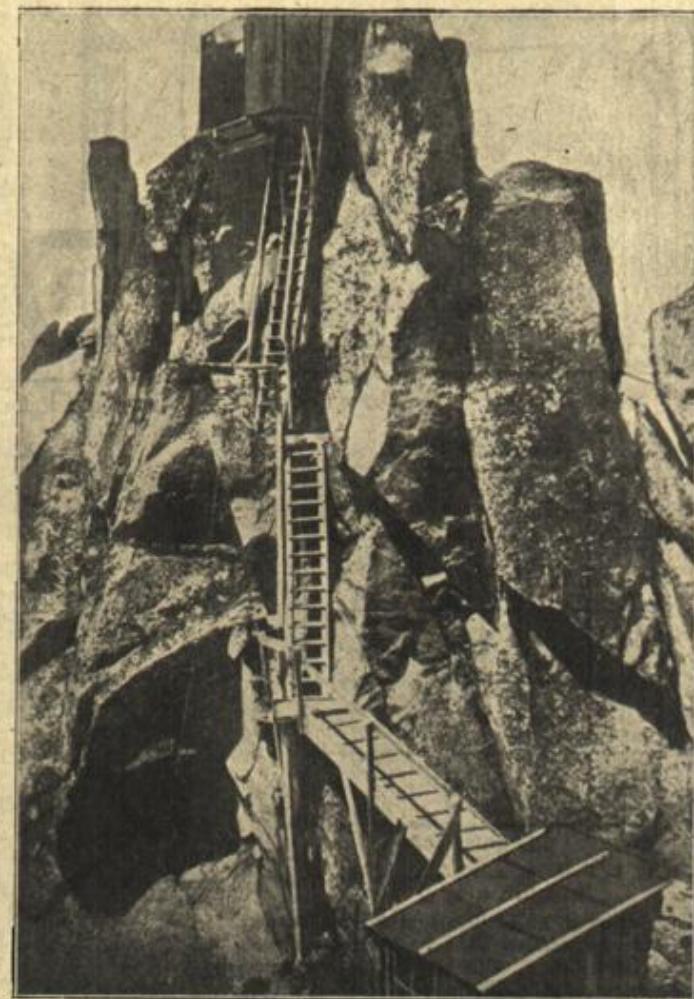
„Ein Lazarettzug!“ flüsterte eine der Kleinen halb scheu, halb wichtigtuernd den anderen zu, „der hat heute nacht hier gestanden!“ Sie fassten sich an den Händen, gingen bis dicht an die Wagen heran und schauten mit großen, neugierigen Augen in die Fenster. Bleiche Gesichter, in Rissen vergraben, blickten heraus und nickten matt lächelnd den Kindern zu. Ein paar hoben müde die Hand und klopften an die Scheiben. Doktors Trudi löste ihre Händchen von den anderen und winkte ganz sachte mit ihrem Schürzchen den blässen Soldaten zu, und als die wilde Lore ihre Mütze gegen die Fenster warf, da packte sie die sonst so geliebte Freundin fest am Arm: „Du . . .“ stieß sie mit blitzenden Augen hervor, „du . . . ich kann dich auch nicht ein bißchen mehr leiden, wenn du so bist. Weißt du nicht, wie das ist, wenn man Schmerzen hat und nicht bei seinem Mutterleib sein kann?“ Die Lore schaute betroffen in Trudis erregtes Gesicht: „Ich hab's wirklich nicht böse gemeint, Trudi, darfst mir's glauben. Bloß weil ich mich so freute, daß sie so schön zu uns herausgekümmert haben und uns so angelacht haben.“

Aber weil Trudis Gesichtchen trotzdem finster blieb, schaute Lore verlegen vor sich hin. „Du . . .“ sagte sie plötzlich ganz reuig und schüchtern und schob ihren Arm in den Trudis . . . „ich habe von Mutter drei Zwiebacke heute bekommen. Wenn ich die dem Soldaten geben könnte, an dem Fenster dort, wo meine Mütze vorhin . . .“ Sie konnte nicht weiterreden. Ganz fest schlängte sich Trudis Arm um ihren Hals: „Das ist ein wunderwoller Gedanke, Lore, und ich will dich auch wieder arg, arg lieb haben dafür! Und schon schnallte Trudi ihren Ranzen ab und holte drei rotbadige Luigenäpfel heraus.

Ein Soldat, der die Kinder beobachtet hatte, ließ eiligst ein Fenster herunter. Lore stellte sich auf die Zehenspitzen und streckte und dehnte ihr schlankes Gestältchen so gut sie konnte und — drinnen waren Zwieback und Äpfel. Im Nu folgten die anderen Kinder Trudis Beispiel und knieten am Boden vor ihren Schulranzen. Birnen und Äpfel tollerten



„Erfolge“ feindlicher Fliegerangriffe auf offene deutsche Städte: Blick in einen Raum des zerstörten Provinzial-Museums in Trier mit vernichteten wertvollen Sammlungs-Gegenständen.



Vom italienischen Kriegsschauplatz:  
Ein österreichisch-ungarischer Artillerie-Beobachtungsposten im  
Adamello-Gebiet, in 3500 Meter Höhe.  
(Phot.: Presse-Photo-Bertrieb, Berlin.)

heraus und das Schultheizentöchterle hatte sogar ein Stück Hefenkrum, weil Vater Geburtstag hatte. Sie knabberte schnell noch die Mandeln oben ab und gab dann rasch den Kuchen her, damit sie sich nicht gar noch anders besäme. Mutter würde ihr dann schon wieder ein neues dafür geben! Als Mezgermeister Hellers Agathe ihr dieses Wurstbrot dem Soldaten hinaufreichte, folgten ein paar wehmütige und tapfere Blide derer, denen sie das Abbeihen in der Vesperpause versprochen gehabt hatte.

Ganz still hinter den anderen stand mit gesenktem Köpfchen ein zartes, feines Ding. Eine dunkle Röte stieg bis in die hellblonden Haarwurzeln und in den braunen Rehäuglein schimmerte es verächtig... Was sollte sie tun? Sie hatte nichts wie ein trocken Stück Brot. Es war ihr ganzes Frühstück, das bis zum Mittagessen reichen musste. Und sie gäbe es so gerne, so von ganzem Herzen, aber sie schämte sich vor den anderen, die keine acht einfache Lehrerslinder dabein waren und darum ein anderes Vesper mitbekamen.

Es hatte niemand bemerkt, daß sie nichts hergegeben hatte, und von ferne hörte man auch schon das Rollen des herannahenden Zuges. Warum fiel ihr denn mit einem Male der Spruch ein, den sie für heute hatte lernen müssen: Der Mensch sieht, was vor Augen ist, Gott aber sieht das Herz an... Ganz laut flang plötzlich ihr seines Kinderstimmen: "Oa, Soldat!" und mit zitternden Ärmchen streckte Suse ihr in Zeitungspapier gewickeltes Trockenbrot heraus. Fast wie eine Bitte um Vergebung lag es dabei in den scheuen, feuchten Kinderaugen... Mit der linken Hand sah der Soldat nach dem Brot, mit der rechten griff er nach einem Blumenstückchen beim Fenster und knickte ein Fuchsienzweiglein ab: "Nimm's, Kleine, 's ist alles, was wir haben."

Wie aufgescheute Küchlein flatterte die Mädchenschär davon, als der Zug einfährt. Hierüber und hinüber wehten weiße Tüchlein und grüßten sich glückliche Augen.

## Kriegs-Chronik 1914/18.

(192. Fortsetzung.)

25. Juli: Zwischen Aisne und Marne setzte der Feind nach Herausführung neuer Divisionen seine Massenangriffe fort. Die Armee v. Boebl brachte den mehrfach wiederholten Ansturm des Feindes völlig zum Scheitern. Franzosen und Amerikaner erlitten wiederum schwere Verluste. Zwischen Noyon und Hartennes stürzte der Feind fünfmal vergeblich an. — Im japanischen Staatsrat wurden die Maßregeln der Regierung zum Vorgeben in Sibirien gutgeheißen. — Im österreichischen Reichsrat erklärten die Tschechen, Österreich in die Ewigkeit hassen und bekämpfen zu wollen. — Freiherr v. Hussarek zum Ministerpräsidenten in Österreich ernannt.

26. Juli: Zwischen Soissons und Reims dauern die Kämpfe an. — Laut Meldung aus London wurde statt der "Vaterland" der White-Star-Dampfer „Justicia“ mit 32 000 Tonnen nördlich der Irischen See von einem U-Boot torpediert und versenkt.

27. Juli: Frankreich ist über Fochs Mißerfolg enttäuscht. Die Hoffnung auf einen entscheidenden Erfolg ist wieder geschwunden. — Staatssekretär v. Hinze begibt sich in das Große Hauptquartier.

29. Juli: Zwischen Soissons und Reims verminderte Gefechtsaktivität. — Der englische Hilfskreuzer „Marmara“ (10 000 Tonnen) ist, von einem deutschen U-Boot torpediert, gesunken. — Die englischen Fluganlagen am See von Alimini Piccolo wurden in Brand gesetzt. — Freiherr v. Marschall neuer Leiter des kaiserlichen Militärkabinetts. — Dänemark und Island wollen eine Personalunion schließen.

(Fortsetzung folgt.)

## Allerlei.

### Vexierbild.



Wo ist der Storch?

### Diagonal-Rätsel.

+	.	.	.	.	+
.	+	.	+	.	.
.	.	+	.	.	.
.	+	.	+	.	.
+	.	.	.	.	+

Die Buchstaben

a, a, a, b, d, d, e, e, e, g, i, i, i, k, l, n,  
n, n, n, o, r, r, u, v

sollen derart in obige Figur eingesetzt werden, daß die wagerechten Reihen Wörter ergeben, welche bedeuten: 1. Biblische Person, 2. Frucht, 3. Schlingpflanze, 4. Fürstliches Attribut, 5. Italienische Stadt. Die mit + bezeichneten Diagonalen ergeben dann eine griechische Göttin und einen Ausdruck beim Statpiel.

### Bilderrätsel.



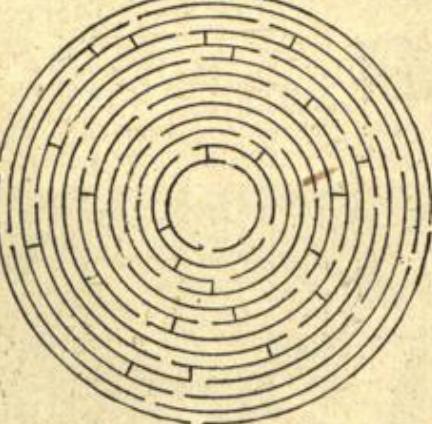
Die Lösung ergibt ein altes Sprichwort.

### Scherzbild.



Zum Nachzeichnen in einem Zuge.

### Labyrinth-Aufgabe.



Man versuche durch die Windungen nach dem Mittelpunkt des Labyrinths zu gelangen.

Auflösungen der Aufgaben in der letzten Nummer.

#### Turmzug:

Wir wissen noch den treuen Stahl zu schwingen,  
Die Sten ist frei und stark der Arm im Streit,  
Wir dauern aus und wollen mutig ringen,  
Wenn es der Ruf des Vaterlands gebeut.

#### Stataufgabe:

Verlauf des Spieles:

A. H. 7. B. H.-Kön. C. H.-Ob.  
C. deckt auf und gewinnt.

Worträtsel: Leber — Leser.

#### Vexierbild:

Bild auf den Kopf stellen, dann links zwischen Felsen und Sträucher.

#### Bilderrätsel:

Einigkeit ist der Grundpfeiler der Macht.

#### Magisches Quadrat:

B	U	R	G
U	R	I	A
R	I	N	G
G	A	G	E